

Cities on the move¹



Jacopo de' Barbari, Germanisches Nationalmuseum
Nürnberg, Photo: Monika Runge

Plan von Venedig, Stich um 1500
(1.37 x 2.84 m)

Text: Lutz Musner

Ihre erstaunliche Karriere als Spitzendestination im europäischen Städte- und Kongresstourismus² verdankt die Stadt Wien dem Umstand, dass es den AkteurInnen im wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Feld gelungen ist, Stadtkultur nicht nur als Surplus urbaner Lebensweisen bzw. als einen Faktor unter anderen festzuschreiben, sondern die Kultur der Stadt als deren eigentliches, charakterologisches Signet zu definieren. Diese folgenreiche Transformation, die sich im Wesentlichen in den vergangenen vier Jahrzehnten vollzogen hat, kam freilich nicht aus dem Nichts zustande.

Vielmehr konnte dabei auf historische Sedimente rekurriert werden, die sich während des 20. Jahrhunderts aufgeschichtet hatten. In unterschiedlichen zeitgeschichtlichen und politischen Kontexten wurden Selbstbilder von Wien als Musikstadt, als Theaterstadt, als Barockstadt, als Architekturstadt, als Literaturstadt und nicht zuletzt als Stadt einer harmonischen und menschengerechten Alltagskultur produziert, medial verstetigt und in immer neuen Collagen miteinander vermischt.

Stadtpolitik war so immer auch zu einem gewichtigen Teil Identitätspolitik, d. h. ein symbolisch hoch aufgeladenes Definitionsprojekt, das ein imaginiertes distinktes Eigenes gegenüber dem Fremden und dem Anderen bzw. Mitstreitern im Feld der Städtekonkurrenz in Stellung

¹ Dieses Motto wurde bekannt durch eine Ausstellung (Wanderausstellung?), die Hans-Ulrich Obrist und Hau Hanzu 1997 konzipierten und deren erste Station damals die Secession in Wien war.

² Wien ist laut der Mercer-Studie „Quality of Living“ 2015 die Stadt mit der höchsten Lebensqualität weltweit. Mit Zürich (Rang 2) und München (Rang 4) befinden sich nur zwei weitere europäische Städte in den Top Five.



brachte. Um 1900 unter Bürgermeister Karl Lueger war es das Image einer geschichtsträchtigen, deutschen und patriarchalischen Vaterstadt, das gegen die ethnische Pluralität der Monarchie gesetzt und über den Topos einer als deutsch codierten „Musikstadt“ zum Ausdruck gebracht wurde. Während des Ständestaates (1934–1938) war es das Image eines romantisch verklärten Wien mit einer eigenen, von Deutschland unterschiedenen österreichischen Identität, die ihre Exklusivität auf die Traditionen des Barock und des Katholizismus zurückführte. Im Wien der 1980er-Jahre erfolgte schließlich die bis bislang folgenreichste Ikonisierung, jene des Fin-de-Siècle-Wien als der künstlerischen, literarischen und intellektuellen Geburtsstätte der Moderne schlechthin.

Diese Images waren und sind immer selektive Repräsentationen des städtischen Lebens. In der pittoresken Gemengelage von biedermeierlichen Klischees des gemütlichen, von Walzer- und Heurigerseligkeit beschwingten Wien, von der großbürgerlich-historistischen Repräsentationskultur der Ringstraßenzeit, von barocken Architekturkulissen und vom bunten Panorama illustrierter Wiener Typen – vom süßen Mädel über schrullige Hofratsexistenzen bis hin zum seligen Kaiser Franz-Joseph – wurden die weniger erfreulichen Aspekte der Stadtgeschichte konsequent ausgeklammert. Wie eine aktuelle Ausstellung zum Kaiser zeigt, werden nach wie vor solche Klischees als Mittel des Stadtmarketing verwendet.³

Weder das ProletarierInnen-Elend des gründerzeitlichen Wien noch die Vertreibung und Ermordung der jüdischen Bevölkerung unter der NS-Herrschaft und auch nicht die vielfache Marginalisierung gerade jener aufgeklärten Intelligenz, deren Beiträge zu Moderne und Avantgarde man posthum so enthusiastisch als eigene Leistungen reklamierte, sind mittlerweile kardinale Teile der Wiener Stadterzählung geworden. Auch die rezente Stadtforschung konnte dieses Narrativ nicht brechen. Die Brüche und Widersprüche in der Stadtentwicklung wurden somit einer harmonischen Repräsentationslogik geopfert, deren Wirkung sich über einen Daguerreotypie-Effekt entfaltet. Stadtgeschichte wird so als wohligh sentimentale Mischung von Verlust, Dekadenz und Nostalgie inszeniert und ihrer traumatischen, verstörenden und widerständigen Elemente entledigt.

Die Genese einer derart wirkungsmächtigen symbolischen Stadtgestalt lässt sich aus kulturwissenschaftlicher Perspektive mit dem Begriff „Habitus der Stadt“ beschreiben. Der Berliner Stadtethnolog Rolf Lindner hat darauf aufmerksam gemacht, dass Städte auf exogene Einflüsse und ökonomische Konkurrenzfelder nicht wahllos und zufällig, sondern vielmehr in einer für sie charakteristischen Weise reagieren. Sie nehmen sozusagen eine voreingenommene Haltung gegenüber diesen von außen kommenden Herausforderungen ein und setzen derart eine für sie typische Dialektik von Kontinuität und Wandel, Beharrung und Veränderung in Gang. Diese voreingenommene Haltung hat ihre Ursache in kulturellen Dispositionen, die sich aus der Geschichte der Stadt und aus den prägenden Sektoren ihrer Ökonomie herleiten – sie sind gleichsam symbolische Übersetzungen der sozialen Verhältnisse, die ein urbanes Ensemble definieren, und konstituieren einen Habitus der Stadt. Dieser manifestiert sich in distinkten ortsspezifischen Praktiken. Er äußert sich in der Gliederung der kommunalen Budgets, in den Aufwendungen für Wohlfahrt, Gesundheit, Kultur und Infrastruktur. Er äußert sich in der Stadtplanung, im Umgang mit Grund und Boden, in der Denkmalpflege und in der Altstadterhaltung, in der Bauordnung und in den architektonischen Vorgaben für das Stadtbild. Und er zeigt sich im Investitionsverhalten der Kommunalbehörden, also darin, welche Innovationsvorhaben gefördert und welche Weichenstellungen damit für die künftige Entwicklung der Stadtökonomie getätigt werden. Der Habitus der Stadt ist weder abstrakt noch rein diskursiv, sondern

Stadtpolitik war so immer auch zu einem gewichtigen Teil Identitätspolitik, d. h. ein symbolisch hoch aufgeladenes Definitionsprojekt, das ein imaginiertes distinktes Eigenes gegenüber dem Fremden und dem Anderen bzw. Mitstreitern im Feld der Städtekonkurrenz in Stellung brachte.

³ „Franz Joseph: Zum 100. Todestag des Kaisers. Eine Ausstellung an vier Standorten“, 16.3.–27.11.2016.

Der Habitus der Stadt ist weder abstrakt noch rein diskursiv, sondern vielmehr eine organisierende Logik, die in einer Vielzahl von Debatten, gesetzlichen Regelungen, Bürgerentscheidungen, medialen Echos und politischen Entscheidungsprozessen immer wieder offen zutage tritt.

vielmehr eine organisierende Logik, die in einer Vielzahl von Debatten, gesetzlichen Regelungen, Bürgerentscheidungen, medialen Echos und politischen Entscheidungsprozessen immer wieder offen zutage tritt. Er fungiert so als eine Instanz, die zwischen Traditionen und aktuellen Herausforderungen und zwischen Geschichte und Gegenwart vermittelt. In ihm kommen die vielfältigen Wechselwirkungen zwischen den Parametern einer Stadt – Geografie, Klima, Demografie, Wirtschaft, Politik – und ihren translokalen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Rahmenbedingungen (Nationalstaat, Volkswirtschaft, Globalisierung) zum Ausdruck.

Der Habitus der Stadt funktioniert als eine über Geschichte und historische Gedächtnisse vermittelte Tiefenstruktur, korrespondiert mit in kollektiven Mentalitäten, Skills, Vorlieben und Geschmacksdispositionen verankerten Ökonomien, repräsentiert die kulturelle Stereotypik einer Stadt über ein spezifisches „Imaginaire“ und beeinflusst die Herausbildung von Geschmackslandschaften, die das symbolische Kapital des Ortes kulturgeografisch artikulieren. Der Habitus der Stadt ist weder geschlossen noch holistisch, sondern ein offene, sich in Grenzen verändernde Konstellation von Dispositionen, die durch ökologische, ökonomische, technische und soziale Wandlungsprozesse verändert werden oder auch verlustig gehen kann. Im Unterschied zum Bourdieu'schen Habitus-Begriff beinhaltet der hier verwendete keine Vorstellung von inkorporierten, gleichsam in den „Körper“ der Stadt übergegangenen Dispositionen, sondern er verweist auf eine vorerst abstrakte, singuläre Beschaffenheit einer Stadt, die erst vermittelt über Lebensstile, Images, kulturell überformte Geografien und die Eigentümlichkeiten ihrer Repräsentation und materiellen Kultur der Stadt kenntlich und damit „biografisch“ und handlungsstrukturierend wird. Der Habitus der Stadt, seine jeweils singuläre Konstellation von Repräsentationen, Narrativen und Bildern, ist stets umkämpft, wird von unterschiedlichen sozialen, kulturellen und politischen Gruppierungen und AkteurInnen zum Vorschein gebracht und im Dissens verhandelt. Seine Tiefendimension, seine historische Langzeitwirkung und seine Widerständigkeit gegenüber externen Zumutungen und Manipulationen zeigen sich in den zumeist erfolglosen Versuchen, ein gewachsenes und zur bildlichen Evidenz gewordenes Selbstverständnis einer Stadt willkürlich zu verändern. In diesem Sinne können wir auch von einem „Habitus von Wien“ sprechen, einer urbanen „Biografie“ also, die die Entwicklungspfade der Stadt beeinflusst und in bestimmte Richtungen drängt.

Was aber den Habitus von Wien auch ausmacht, ist eine lange, zumeist erfolgreiche Geschichte der Zuwanderung. Vorerst kamen die armen LandarbeiterInnen aus Böhmen und Mähren sowie die jüdischen Großväter von Sigmund Freud, Arthur Schnitzler und Joseph Roth aus Brody in Ostgalizien, später gegen des Ersten Weltkriegs viele Juden und Jüdinnen aus Osteuropa, die vor Verfolgung und Pogromen flüchten mussten. Wenn heute die sogenannte „Flüchtlingskrise“ politisch instrumentalisiert und als Fremdenhass zutage tritt, vergisst die Stadt auf ihre lange, erfolgreiche Geschichte der Migration. Anstatt sich darauf zu besinnen, was die ZuwanderInnen an Innovation, wirtschaftlichem Aufschwung und exzellenten Leistungen in Wissenschaft und Kunst erbracht haben, wird wieder auf Abschottung gesetzt.

Die meisten Aussagen unserer PolitikerInnen zur Flüchtlingsfrage sind gelinde gesagt erbärmlich. H. C. Strache spielt, wie immer, den Vorreiter. Man erinnere sich nur an das Wahlplakat Daham statt Islam (Wahlkampf zur Nationalratswahl 2005) und an die aktuellen Aussagen der FPÖ, die auf Bodenständigkeit, Heimat und sozial exklusive Rechte für Einheimische pocht. Österreich und Europa können sich aber nicht abschotten. Was den Habitus von Wien leider auch ausmacht, ist nämlich eine Geschichte der Xenophobie, der Fremdenangst, die gerade jetzt wieder aktualisiert wird. Die Akteure, es sind vor allem Männer, sind stadtbekannt. Ihre Namen zu nennen wäre nicht nur zu viel der Ehre, sondern würde bloß ihren sinistren Interessen dienen.

Aber was bedeutet das heute, nicht nur hierzulande, sondern auch in der Europäischen Union? Es ist nicht der alte Fremdenhass, der wieder zutage tritt. Es ist etwas Neues, das sich hier zeigt. Man hört die Parolen nicht nur in den osteuropäischen Mitgliedstaaten wie Polen und Ungarn, sondern auch in den alten: Man spricht von einem Europa der Nationen, einem Europa der Regionen, einem Europa der Städte und in Österreich von einem Europa der Almen und der Naturschönheiten. Dass das weder wirtschaftlich noch kulturell Sinn macht, spielt im politischen Diskurs keine Rolle. Subkutan geht es um etwas ganz anderes, da die Ängste vieler die Debatte bestimmen. Welche Debatte bestimmen sie? Es ist das übliche Spiel: Die sogenannten Stammtische rumoren wieder. Und was ist die Botschaft? Grenzen zu, am besten mit Militär und Polizei.

Aber es geht in solchen unsäglichen Zeiten immer um „Valium“ für die breite Bevölkerung, die von Angst umgetrieben wird. Da können Hilfsorganisationen so viel warnen, wie sie wollen, solange unsere Bevölkerung nicht die Chancen von Zuwanderung begreift, nützt das alles nichts. Über die PolitikerInnen, die dies zu verantworten haben, sollte man weder Häme gießen noch lästern. Die Geschichte wird ihr „Gerichtshof“ sein, und vielleicht werden manche dann verstehen, dass sie aus opportunistischen Gründen und ihrer Politik der „Flüchtlingskrise“ sogar die Europäische Union zu Grabe getragen haben.

Was ist eine europäische Stadt?

Im Diskurs über die Metropolen taucht eine vertraute Denkfigur auf, nämlich die, dass sich in den Städten augenblicklich nichts anderes vollziehe als permanente Wiederholung. Und diese Wiederholung, d. h. die eintönige Formierung einer künstlichen Landschaft des Immergleichen, der jede „Tiefenhermeneutik“ fehlt, wird nicht zuletzt als ein Symptom dafür genommen, dass sich der utopische Impuls der Gesellschaften erschöpft habe und eine (Aller-)Weltstadt erzeuge, die seltsam schal, monoton und homogen sei, ohne aber eine neue Universalität beanspruchen zu können. Boris Groys sieht in dieser permanenten Wiederholung von Gleichförmigkeit und Eintönigkeit die wesentliche Charakteristik gegenwärtiger Urbanität:

„Die heutige Kunst und Architektur verbreitet sich dagegen global, ohne eine solche Reduktion auf das Wesentliche und Allgemeingültige zu vollziehen [wie im klassischen Modernismus, Anm. d. V.]. Die Möglichkeiten der globalen Verbreitung haben die traditionelle Forderung nach Universalität der Form oder des Inhalts obsolet gemacht. Die Universalität des Denkens wird durch die Universalität der medialen Verbreitung einer jeden lokalen Form ersetzt. Als Folge wird der heutige Betrachter ständig mit der gleichen urbanen Umgebung konfrontiert, ohne dass man zugleich sagen könnte, dass die formale Beschaffenheit dieser Umgebung in irgendeinem Sinne ‚universal‘ wäre.“⁴

Wiewohl das Zitat von Boris Groys aus den frühen 2000er-Jahren stammt, hat es immer noch seine Gültigkeit. Die so beschriebene, abstrakt wie banal gewordene Stadt, von der viele Intellektuelle nach wie vor sprechen, ist jene allgemein gewordene Form von dichter Vergesellschaftung auf knappem Raum, die der Prozess der Globalisierung erzeugt hat. Ausgehend vom sinnlichen Befund, dass sich Flughäfen, Bahnhöfe, Stadtzentren, Einkaufszentren, Hotels und Restaurants weltweit mehr und mehr ähneln, und ausgehend von der Annahme, dass der postromantische, d. h. massenhaft gewordene Tourismus homogene Konsum- und Wahrnehmungsräume quer über den Globus erzeugt, wird gleichermaßen der Tod der modernen wie der historischen Stadt konstatiert. Die Stadt, die so von Intellektuellen imaginiert wird, ist nicht die reale Stadt, die ja allzu banal wäre, sondern jene vorgestellte Stadt, in

⁴ Boris Groys, „Unsere Welt auf Reisen“, in: „Die Zeit“, Nr. 29, 11. Juli 2002, S. 35.

Der Großstadt
wohnt somit,
wenn man diesen
Diagnosen glaubt,
keinerlei aktu-
elle schöpferische
Kraft mehr inne.

Karte Wien, Freytag & Berndt,
Wien 1911



der sich kulturelle Disneyfizierung, ökonomischer Postfordismus sowie architektonischer Postmodernismus in einer Weise zum konkreten Allgemeinen verdichten, das einen schaurig-indifferenten Schrecken über das entropische Jenseits von Utopie und Politik auszulösen vermag.

Die Differenz zwischen dem Globalen und dem Lokalen, so die Argumentation, schwinde und zwingt die Sesshaften, sich den Eigenschaften und Befindlichkeiten der Mobilen anzunähern, genauer: Die Einheimischen würden die Erwartungen der willkommenen Fremden vorwegnehmen, indem sie sich in ihrer Erscheinung nach außen den Konsumwünschen der TouristInnen annähern. Folgerichtig wird eine Verflüssigung der Geografie behauptet, die die Grenzen von Eigenem und Fremden schwinden lässt und beide bloß zu unterschiedlichen „Aggregatzuständen“ ein und derselben Warenzirkulation transformiert. Alle sind somit irgendwann TouristInnen, und alle sind irgendwann Einheimische, d. h., alle sind gleichermaßen Subjekte wie Objekte einer total gedachten Maschinerie, die Kontingenz zugunsten von Uniformität abschafft, d. h. die verallgemeinerte Stadt erzeugt.

Da sich somit alles in Bewegung befindet und die Globalisierung einem „Welttäter“ zu gleichen scheint, der Menschen, Dinge, Zeichen und Bilder ohne Ansehung der Unterschiede mit sich reißt, verschwinden offenbar jene Demarkierungen, die die europäische historische Stadt als solche ausgewiesen haben. Weder Fremdheit noch Exotik bleiben übrig, und die geheimnisvolle Aura, die Dichter und Schriftsteller historischen Städten immer wieder zugeschrieben haben, zerfällt unter dem Zugriff weltweit agierender Konzerne, die anstelle gewachsener Symbole indifferente Firmenlogos setzen. Aber es ist nicht nur die im konventionellen Sinne historische Stadt, die zur Disposition steht, vielmehr wird das Globale als derart radikaler Transformator des Urbanen konzipiert, sodass selbst die Stadt der Moderne als historisch, d. h. als obsolet erscheinen muss.

Der Großstadt wohnt somit, wenn man diesen Diagnosen glaubt, keinerlei aktuelle schöpferische Kraft mehr inne. Ihre utopischen, gedächtnispolitischen, demokratischen und revolutionären Potenziale werden als erschöpft betrachtet. Man kritisiert nicht nur Prozesse der Gentrifizierung, sondern auch den Mangel an intellektuellen Impulsen, die von den Universitäten ausgehen sollten, sowie die sogenannte „Stararchitektur“, die mehr dem Image einer Metropole als deren BewohnerInnen nützt. Diese Kritik ist zwar präsent, ändern tut sich hingegen wenig.

Indem die Totalität des Konsums behauptet wird, wird zugleich das Ende von Differenz überhaupt konstatiert. Die Großstadt ist weder eine distinkte Einheit für sich noch eine Einheit in der Differenz zum Umland oder zu nichturbanen Gebieten. Sie ist damit überhaupt kein spezifischer Ort mehr, der neue Lebensentwürfe evoziert, sondern bloß noch ein „globales Dorf“. Dieser riesige Raum, der daher keine Stadt mehr repräsentiert, wird als eine Zone mit diffuser Grenze konstruiert und propagiert, in der Wohnen und Reisen, Verharrung und Bewegung eins geworden sind und der Unterschied zwischen BewohnerInnen und BesucherInnen aufgehoben ist.

Die Argumente, die die Hypothese vom Paradigmenwandel des Urbanen zu stützen suchen, sind von auffälliger Einseitigkeit. Zum einen ist es natürlich die Globalisierung in all ihren Varianten – zumeist jedoch auf den Nenner gebracht, dass die elektronische Zirkulation von Kapital, Information, Gütern und Dienstleistungen sowie die schallschnelle Mobilität von Menschen die Wahrnehmung sowohl von Zeit als auch von Raum radikal verändert haben und dass die neue Zeit-Raum-Kompression den Unterschied von Internationalem und Regionalem sowie von Orten und Entfernungen einebnen würde. Zum anderen wird die Standardisierung von Konsumgütern, Konsumlandschaften und Konsumgewohnheiten als Indiz der Homogenisierung von Räumen, Verkehrsformen und Kulturen herangezogen. Aber auch Wien hat solche Phänomene zu bieten, wie etwa

Was aber den Habitus von Wien auch ausmacht, ist eine lange, zumeist erfolgreiche Geschichte der Zuwanderung.

ein Blick auf die in jüngster Zeit fertig gestellten zentrumsnahen Großprojekte wie den Bahnhofs-, Büro- und Einkaufskomplex „Wien Mitte“ oder den Umbau des Westbahnhofs in eine „BahnhofCity Wien West“ zeigt.

Die „Stadt“, die derart homogenisiert und abstrahiert aus solcherart Analyse hervorgeht, ermangelt aller Bestimmungen, die der modernistische Diskurs ihr einst einschrieb: Sie ist weder ein Ort des Flüchtigen, Fragmentarischen und Kontingenten, noch repräsentiert sie Dichte, Heterogenität und Größe, und sie evoziert auch keine verstörende Erinnerung mehr, die als Potenzial der Erkenntnis dienen könnte. Sie ist vielmehr ein seiner Bestimmungen entledigter Raum, der beliebig dehnbar, manipulierbar und nutzbar ist. Damit aber ist die postmoderne Stadt eines total gedachten Konsumismus und Tourismus nichts anderes als die Negation des Raums und somit nicht nur die Radikalisierung der Ökonomie im Wege einer Technisierung und Kolonisierung des Raums, sondern zugleich auch die Negation der europäischen historischen Stadt.

Walter Siebel, ein prominenter Stadtforscher, meint zum Begriff „europäische Stadt“ lapidar „Präsenz von Geschichte“. Dass gerade deshalb europäische Städte steingewordene Erinnerung sind, hängt nicht mit ihrem Alter zusammen – anderswo gibt es sehr viel ältere Städte. Die andauernde Präsenz der Zeugnisse vergangener Epochen im Alltag der StädterInnen hat vielmehr gesellschaftliche Gründe: Die europäische Stadt ist der Ort, an dem die moderne Gesellschaft entstanden ist. Beim Gang durch eine europäische Stadt können die BürgerInnen der heutigen Gesellschaft sich ihrer eigenen Geschichte vergewissern. Vormoderne Städte in der Antike oder anderswo waren Sitz der sichtbaren Herrschaft und religiöser Kulte. Anders als in Europa gibt es deshalb dort heute keine ökonomisch und politisch einflussreiche Schicht, die mit dem Erhalt der historischen Substanz der Stadt ihre eigene, geschichtlich vermittelte Identität bewahrt.

Als Beispiele können hier Peking und Schanghai gelten. Hoffnung auf Emanzipation: Alles städtische Leben beginnt als ein Schritt der Befreiung aus dem Naturzwang, d. h. aus den Zwängen von Klima und Wetterumschwüngen. Der erste Städter war der, der sich nicht mehr tagtäglich mit einer unkultivierten Natur ums eigene Überleben auseinandersetzen musste. Europäisches Stadtleben seit der Aufklärung ist deshalb von Anfang an mit der ältesten Utopie der Menschheit verknüpft, der Hoffnung auf ein Reich der Freiheit jenseits des Diktats der brutalen Notwendigkeit, wie Karl Marx die Befreiung vom Fluch der Lohnarbeit umschrieben hat. Moderne Dienstleistungsstädte stellen einen weiteren Schritt in diese Richtung dar, denn sie repräsentieren eine neue Ökonomie, aber dass das Lohnniveau unmenschlich ist, wird verschwiegen. Europäische Stadtgeschichte bedeutet in vielen Fällen eine Wirtschaft des Niedriglohnsektors. Es möge – so die Mächtigen – bleiben, wie es ist, denn die neue, von den Finanzmärkten beherrschte Ökonomie will simpel Ausbeutung wie zu Zeiten des Manchester-Kapitalismus. Aber noch, vielleicht nicht mehr sehr lange, stellt die Geschichte europäischer Städte einen Ort der Emanzipation dar, eventuell sogar mehr.

Denken wir nur an die vielen BürgerInnenbewegungen, denken wir an den Widerstand im Kleinen, denken wir daran, was mittlerweile als „Willkommenskultur“ beschimpft wird. Europäische Städte haben trotz aller Rückschläge eine lange Tradition des Widerstands, und da waren „Fremde“ immer dabei: die ExilantInnen aus Deutschland wie Heinrich Heine, Karl Marx und Leon Blum, Michail Bakunin aus Russland und viele andere mehr. Unterhalb der herrschenden Ideologie, die sich Neoliberalismus nennt und mit John Stuart Mills oder gar Adam Smith gar nichts gemein hat, gärt es gewaltig. Seit der Pariser Kommune 1871 gibt es eine lange, über viele Generationen überlieferte Geschichte des Widerstands, der für soziale Rechte gekämpft hat und dessen ProtagonistInnen vielfach mit ihrem Leben gezahlt haben. Und ja, sogenannte Fremde haben dabei immer eine wichtige Rolle gespielt. Sie waren nicht nur ExilantInnen, sie waren

Die europäische Stadt ist der Ort, an dem die moderne Gesellschaft entstanden ist. Beim Gang durch eine europäische Stadt können die BürgerInnen der heutigen Gesellschaft sich ihrer eigenen Geschichte vergewissern.

IdeengeberInnen und „Innovators“, wie man heute so euphemistisch sagt.

Das ist wohl der entscheidende Punkt: Europäische Städte sind immer noch Orte der Befreiung und der Kreativität, auch wenn uns die Polizeibehörden anderes erzählen wollen. Sie sind Orte, wo Zuwanderung nicht nur notwendig ist, sondern eine neue Gesellschaft schaffen wird – wirtschaftlich, kulturell, menschlich. Und in der Verschmelzung der Kulturen, der hiesigen Kultur und der Kultur der sogenannten „Fremden“, liegen unsere großen Chancen. Meist wird nur über neue (natürlich prekär beschäftigte) Arbeitskräfte und über Demografie gesprochen, da Europa altert. Das ist die eine Seite, auch wichtig, die andere Seite ist jedoch entscheidender. Wir lernen hoffentlich ein Miteinander, das uns von der anschwellenden Gewalt befreit. Wir leben in einer Zeit vieler Krisen, aber wir dürfen nicht aufgeben. Krisen, wohin man blickt: Kriege von Afghanistan bis hin nach Syrien, ein islamischer Fundamentalismus, der die Regeln des Koran missachtet und die Scharia radikal durchsetzt, außer Rand und Band geratene Finanzmärkte und die Flucht bzw. Vertreibung ethnischer und religiöser Minderheiten. Uns kann nur die Vielfalt des Dialogs über kulturelle Grenzen hinweghelfen, denn sonst werden wir ein Europa erleben, das menschlich, kulturell und geistig an sich erstickt.

Die Stadt und was sie ist

Seit der Chicago School of Urban Sociology wissen wir, dass sich Metropolen durch Folgendes definieren: Dichte der Bevölkerung, ethnische Vielfalt, Segregation, d. h., je nach Einkommen lebt man gut oder schlecht, in unterschiedlichen Milieus von den Reichen bis hin zur Demonde und von der Mittelklasse bis hin zu den Armen. Natürlich hat sich seit den 1920er-Jahren sehr viel verändert. Die Mittelklasse erlebt den sozialen Abstieg als Faktum und Gefühlslage. Sie projiziert alle Ängste auf die MigrantInnen – mit fatalen politischen Folgen. Die Devise nicht nur der europäischen, sondern auch der unheimlichen österreichischen Politik impliziert eine Politik der Angst, geschürt von den Boulevardzeitungen. Jeden Tag forciert die allzu bekannte Zeitung die Angst vor den Fremden, und unsere PolitikerInnenkaste macht fröhlich mit. Namen zu nennen ist überflüssig, denn jeder kennt sie. PolitikerInnen bedienen sich eines Labors der Ängste der Bevölkerung, sie behandeln das Symptom nicht, glauben aber, damit Wahlen zu gewinnen. Wir wissen natürlich, was dabei herauskommt. Deutschland hat mit der rechtsextremen Partei AfD bereits den ersten Schlag gegen die Grundrechte erhalten. Und Österreich? Die nächsten Wahlen werden uns wahrscheinlich ein schlimmes „blaues Auge“ verpassen. Sind wir dafür verantwortlich? Ja, denn die Zivilgesellschaft hat weitgehend versagt. Aber zu spät ist nicht zu spät – besinnen wir uns wieder unserer demokratischen Grundrechte, gehen wir wieder auf die Straße und verlangen gleiche Rechte für alle!

No Politics of Fear!

Lassen wir uns nicht verführen, lassen wir uns keine Angst machen, verachten wir die DemagogInnen, gehen wir ins Parlament und äußern wir unsere Kritik. Unsere Stadt gehört nicht nur uns; sie ist unsere Stadt mit all der Vergangenheit, mit all dem Leid, das viele Menschen erdulden mussten, mit all der Hoffnung, die diese verloren haben. Aber sie ist unsere Stadt. Wir sind aufgerufen, Wien etwas Neues zu ermöglichen, eine Immigration, die sich von Ängsten Schritt für Schritt befreit. Es soll nicht wiederholt werden, aber es ist wichtig: Wien ist nicht nur eine Stadt der Demokratie – man erinnere sich nur an das großartige Experiment des „Roten Wien“ der 1920er-Jahre –, Wien ist trotz allem auch eine Stadt der Aufklärung. Und das bedeutet: Ausgang der Menschen aus ihrer selbstverschuldeten Unmündigkeit.

Wien sollte nicht nur offen für Neues, d. h. auch multikulturell und international sein, sondern ebenso Projekte initiieren, die Jungen, Einheimischen wie Fremden gute Chancen auf Ausbildung und am Arbeitsmarkt anbieten können. terms of both jobs and education.

Die Stadt und das Fremde

Wien wird, war und ist bereits eine Stadt der Fremden – seien sie nun aus der Provinz oder seien sie die GastarbeiterInnen, die den Wohlstand unseres Landes überhaupt erst möglich gemacht haben. Seien sie die Kriegsflüchtlinge aus dem ehemaligen Jugoslawien oder seien sie die Flüchtlinge, die aus Syrien oder anderen Kriegsgebieten kommen. Sie bedürfen unserer Solidarität, nicht weil wir so großartige Menschen sind, sondern aus Gründen der Mitmenschlichkeit, der Solidarität und, verzeihen sie, der Eigennützigkeit. Sogenannte Fremde waren, das wissen wir etwa aus der Geschichte der USA, eine immense Bereicherung. Dort schufteten sie unter widrigsten Umständen in den Hafendocks von New York, machten die Stahlindustrie profitabel und wurden in der zweiten und der dritten Generation „gute AmerikanerInnen“. Aber das ist eine Geschichte, die EuropäerInnen schwer verstehen können.

Und was heißt schon, Fremde/r zu sein? Es heißt vorerst nur, von weit her zu kommen, der Sprache nicht mächtig zu sein, sich mit ganz anderen Geschlechterverhältnissen abzufinden, keinen Asylbescheid zu erhalten und wie der letzte Dreck behandelt zu werden. Was heißt das schon, Fremde/r zu sein? Sollen wir immer nur nach außen schauen und sagen: „Dort sind sie, die Fremden!“? Drehen wir die Frage einmal um, gleichsam als Gedankenexperiment: Sind wir nicht alle Fremde in uns selbst? Man braucht weder eine Psychoanalyse noch sonst was, denn in Albträumen begegnen wir uns selbst als Fremden, als Fremden in der Seele und im Körper. Diese Einsicht könnte ein Weg sein, um besser zu verstehen, was die „Anderen“ fühlen, was sie schmerzt, was ihnen Pein bereitet. Wenn wir das Fremdsein in uns selbst annehmen, dann können wir vielleicht die „äußeren“ Fremden besser verstehen, uns ihnen annähern, ihnen einfach die Hand geben.

Was heißt Fremdsein heute? Fremdsein beginnt bereits an den unsehligen Grenzen in Mazedonien und anderswo. Fremdsein heißt die Sorge jener, die die Überfahrt nach Griechenland nicht geschafft haben. Fremdsein heißt, von PolizistInnen verprügelt zu werden. Fremdsein heißt einfach abgrundtiefe Verzweiflung. Fremdsein heißt, einem Europa gegenüberzustehen, das sich als Festung aufstellt. Fremdsein heißt, aus Calais vertrieben zu werden und im Eurotunnel nach Großbritannien elend zu sterben. Fremdsein heißt, sich wie ein Paria zu fühlen. Fremdsein heißt zumeist, keine Freunde zu finden, die weiterhelfen. Ja, es gibt solche mitfühlenden Menschen auch hierzulande, aber viel zu wenige. Zumeist herrschen Ablehnung, Kriminalisierung und Ausgrenzung.

Wien wieder Weltstadt?

In den 1950er-Jahren proklamierte die Wiener Stadtregierung: „Wien wird wieder Weltstadt!“ Nach meiner Einschätzung ist die Stadt noch weit davon entfernt. Zu einer Metropole gehört im 21. Jahrhundert schon ein bisschen mehr. Da genügen keine Musealisierungsjekte der Innenstadt, kein Weltkulturerbe, keine Start-up-Unternehmen, auch keine progressive Architektur und keine Stadtregierung, die sich als die beste und sozialste verkauft. Heute Metropole zu sein bedeutet viel mehr – im Positiven wie im Negativen. Zuerst das Positive: Metropole heute heißt, die besten Köpfe in Wissenschaft, Kunst, Handwerk und Dienstleistung für sich zu gewinnen und ihnen angemessene Infrastrukturen anzubieten. Aber jetzt das Negative: „Brain-Gain“, was für ein ironischer Neologismus, bedeutet vor allem „Brain-Downing“, d. h. eine Masse verarmter NeoproletarierInnen, die in prekären Verhältnissen leben und arbeiten müssen. Wiens Charme wie sein Nachteil ist die Melange aus Nostalgie und gebremster Moderne. Ja, man bemüht sich. Aber die Zeit ist schnell geworden, und Wien hätte große Chancen. Dazu ein paar Gedanken:

Wien sollte sich wieder darauf besinnen, was die Stadt einst zu einer Metropole Mitteleuropas gemacht hat. Wien sollte nicht nur offen für Neues, d. h. auch multikulturell und international sein, sondern ebenso Projekte initiieren, die Jungen, Einheimischen wie Fremden gute Chancen auf Ausbildung und am Arbeitsmarkt anbieten können.

Sollte Wien nicht nur als lebenswerte Stadt gelten wollen, dann muss die Stadtverwaltung mehr tun. Es reicht nicht, den Wiener Schmach wiederzubeleben, dessen Wortstamm ja von Schmähung kommt, sondern es muss ernsthaft an einem wohldurchdachten Plan gearbeitet werden, wie man MigrantInnen über die ganze Stadt verteilen kann. Problematisch ist die derzeitige Politik, ZuwanderInnen großteils dem freien Wohnungsmarkt zu überlassen, wo sie unter horrenden Mieten zu leiden haben.

Wir haben in der Stadt sogenannte Gebietsbetreuungen, die jedoch vielfach untätig sind oder sich um die Probleme ihres Bereichs nicht kümmern. Hier wäre die Stadtverwaltung aufgerufen, diese an sich gute Maßnahme neu zu überdenken und zu reformieren.

Resümee: Orte für Menschen

Der österreichische Beitrag zur Architektur-Biennale 2016 in Venedig geht deshalb einen anderen Weg: Der Rahmen dieser traditionellen Großveranstaltung wird genutzt, um an drei Orten in Wien reale, im weiteren Sinne architektonische Maßnahmen zu setzen mit dem Ziel, die Wohn- und Lebenssituation von Flüchtlingen konkret zu verbessern. Diese drei Projekte werden auch am Lido präsentiert und eine große Herausforderung darstellen, denn sie werden unsere „Flüchtlingskrise“ nicht nur als Problem von Wien und anderen europäischen Städten, sondern als entscheidendes Problem der Europäischen Union offenbaren. Abschließend sei in diesem Zusammenhang noch einmal auf den Habitus von Wien erinnert, denn dieser macht deutlich, dass es nicht nur ein Wien der Ausgrenzung gibt, sondern auch ein Wien, das eine erfolgreiche Geschichte der Zuwanderung repräsentiert.

